

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen. Amen.

„Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele.“

Als Jugendliche stand an meinem Bett jahrelang ein Buch mit dem Titel: *„Ein Herz und eine Seele“*. Keine Schmonzette, sondern ein Band über christliche Gemeinschaften durch die Jahrhunderte, die dieses Ideal aus der Apostelgeschichte ernst nehmen wollten. Denn so wird es berichtet in der Apostelgeschichte, was uns heute als Predigttext vorgegeben ist. Da heißt es: (Apostelgeschichte 4,32–37)

„Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte. Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.“

„Ein Herz und eine Seele.“

Dieser Satz hat mich früh angezogen. Und ebenso früh ahnte ich: So leben wir nicht. Vielleicht leben wir auch nie so.

Eine große Sehnsucht steckt in diesen Worten, die mich bis heute nicht loslässt: dass Menschen verbindlich miteinander leben könnten – jenseits von Familie und Partnerschaft. Nicht jeder für sich. Nicht gegeneinander. Nicht in Konkurrenz.

Vor Augen hatte ich dabei die ersten Christinnen und Christen in Jerusalem: Menschen, die nicht nur ihren Glauben, sondern auch ihr Leben miteinander teilten. Niemand sollte Mangel leiden. Niemand allein bleiben.

So müsste es eigentlich sein, dachte ich – so hat die erste Gemeinde in der Nachfolge Jesu gelebt.

„Sie waren ein Herz und eine Seele.“

„Auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären.“

„Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte.“

Was für Sätze.

Lange dachte ich: Genau so müsste Kirche sein. Genau so müsste christliches Leben aussehen.

Spätestens im Studium habe ich begriffen: Schon die ersten Gemeinden waren nicht so harmonisch, wie ich gehofft hatte. Schon im Neuen Testament gibt es Streit, Machtfragen, Verletzungen. Menschen schließen einander aus. Reiche und Arme sitzen nicht selbstverständlich an einem Tisch. Und nur wenige Kapitel später hören wir von Ananias und Saphira, einem Ehepaar, das beim Teilen seines Besitzes in Angst, Täuschung und Scheitern gerät. Auch Besitzdenken und Unehrllichkeit sind mitten in der jungen Kirche präsent.

Das hat mich aufgewühlt. Ich hatte gehofft, irgendwo müsse es sie doch geben: diese wirklich andere Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu.

Doch Lukas erzählt keine Geschichte einer vollkommenen Kirche. Er erzählt von Menschen, die versuchen, in der Spur Jesu zu bleiben – mit Hoffnung, mit Angst und mit Widersprüchen. Und trotzdem bleibt die Frage: Wie kam es dazu, dass unter diesen Menschen etwas von jener Gemeinschaft entstehen konnte, von der unser Text erzählt?

Unmittelbar vor unserem Predigttext schreibt Lukas:

„Mit großer Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen.“

Und erst dann erzählt er von der Gemeinschaft und vom Teilen.

Lukas erzählt also nicht zuerst von geteiltem Besitz oder einer gelungenen Gemeinschaft, sondern von Christus – von seiner Auferstehung und Gottes Gnade.

Er erklärt den Zusammenhang nicht weiter. Aber offenbar gehört für ihn beides zusammen.

Lukas erzählt kein soziales Programm. Er erzählt von Menschen, die sich um den auferstandenen Christus versammeln. Und daraus entsteht etwas, das er für erzählenswert hält: Menschen teilen, leben verbindlich zusammen, bleiben mit ihrer Not der anderen nicht allein. Nicht konfliktfrei, nicht dauerhaft – aber so, dass Lukas darin eine Spur des Evangeliums erkennt.

Bis heute bleibt dieser Text sperrig. Vielleicht ist er uns deshalb aufgetragen, ihn immer wieder zu lesen – mindestens alle sechs Jahre, wenn er wieder Predigttext wird.

Weil er Verheißung ist. Und Anfrage zugleich.

Dieser Text hat Menschen durch die Jahrhunderte bewegt: in Klöstern, in franziskanischer Armut, in Täufergemeinden, in Bruder- und Schwesternschaften, Basisgemeinschaften und Kommunitäten bis heute.

Und bei aller Hoffnung, allem Wollen und Glauben fast immer zeigte sich zugleich, wie schwer das ist. Auch dort gab und gibt es Streit, Machtfragen, Enttäuschungen – manchmal auch geistlichen Druck.

Vielleicht müssen wir solche Texte nicht deshalb ernst nehmen, weil wir sie erfüllen müssten. Sondern weil sie uns nicht in Ruhe lassen. Weil sie verhindern, dass wir das Evangelium allzu sehr an unsere Verhältnisse anpassen.

Ich bin in einer der Hamburger Hauptkirchen groß geworden und war dort in der Konfirmandenarbeit und jungen Gemeinde aktiv. Und manchmal fragte ich mich: Verstehen wir eigentlich, was wir da hören? Die Seligpreisungen? Die Nachfolge Christi? Wie ernst nehmen wir:

„Selig sind die Armen.“

„Liebt eure Feinde.“

„Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Und zugleich leben wir in einer Welt von Eigentum, Absicherung, Karriere, Konkurrenz, Versicherungen und Immobilien – und immer wieder der Sorge um das Eigene.

Wie geht das zusammen?

Viele von uns kennen diese Spannung. Mich eingeschlossen.

Zu einem radikalen Leben habe ich nie getaucht. Und vieles an radikalen christlichen Strömungen bleibt mir fremd. Aber sie beeindruckten mich: Menschen, die bewusst einfach leben, teilen, verzichten, sich nicht nur um sich selbst drehen.

Denn christlicher Glaube war nie nur Privatsache, nie nur Innerlichkeit, nie nur Gefühl.

Der Glaube an Christus verändert den Blick auf den anderen – und damit auf Besitz, Verantwortung und Gemeinschaft.

Vielleicht ist das eigentliche Gegenbild nicht der Reichtum. Sondern Gleichgültigkeit. Oder die Angst, zu kurz zu kommen, oder Gier und Egoismus.

Viele erleben unsere Gegenwart als einen Raum dauernden Wettbewerbs. Als Nullsummenspiel: Wenn andere gewinnen, verliere ich. Wenn andere sicherer leben, wird es für mich enger.

Diese Logik prägt mehr, als uns manchmal bewusst ist. Wohnraum, Zukunft, Anerkennung – vieles wird als knapp und umkämpft erlebt.

Wo Menschen so fühlen, wird Gemeinschaft schwer. Der, die andere wird zum Konkurrenten, zum Risiko, zur Bedrohung.

Der Text aus der Apostelgeschichte hält ein anderes Bild dagegen: kein Paradies, aber die Ahnung einer Welt, in der Menschen nicht nur von der Sorge um sich selbst bestimmt werden. In der genug da ist für das, was man zum Leben braucht. In dem Leben mehr ist als Verteidigung des Eigenen. Sondern das Lebensnotwenige zu teilen zu einer unglaublichen Freiheit führt.

Auch die ersten Christinnen und Christen lebten in Konflikten und Widersprüchen. Und doch entstand unter ihnen etwas von dieser anderen Wirklichkeit Gottes – nicht vollkommen, aber erkennbar.

Davon erzählt Lukas am Ende des kurzen Abschnitts aus der Apostelgeschichte. Da taucht plötzlich noch ein weiterer Mensch auf. Fast beiläufig.

Barnabas.

Er verkauft einen Acker und gibt das Geld der Gemeinde.

Lukas nennt hier plötzlich einen Namen. Er hätte auch einfach schreiben können: Einer verkaufte einen Acker. Stattdessen: Barnabas.

Nicht ein Held, nicht ein Heiliger – einfach jemand, der in diesem Moment etwas von dem lebt, wovon Lukas erzählt.

Der nicht darauf angewiesen ist, sich einen Namen zu machen, weil er bei Gott längst einen Namen hat.

Unmittelbar danach erzählt Lukas die Geschichte von Ananias und Saphira. Auch sie verkaufen ein Grundstück. Auch sie geben Geld ab. Und doch wird ihre Geschichte eine von Angst, Verstellung und Scheitern.

So dicht liegen diese Möglichkeiten offenbar beieinander.

Später wird Barnabas in der Apostelgeschichte noch öfter auftauchen. Als jemand, der andere fördert, vermittelt und ermutigt.

Vielleicht zeigt Lukas gerade an ihm, dass Gemeinschaft nicht aus großen Ideen besteht, sondern aus konkreten Menschen.

Vielleicht ist Kirche genau das: kein Idealzustand, sondern ein Geflecht von Menschen, die einander sehen, tragen, die etwas wagen, sich manchmal überfordern, aber denen auch etwas davon gelingen kann.

Die Wahrheit dieses Textes liegt nicht darin, dass wir ihn erfüllen. Sondern darin, dass er uns nicht in Ruhe lässt. Dass er unsere Angst um das Eigene nicht bestätigt. Dass er unsere Gleichgültigkeit stört. Dass er die Sehnsucht wachhält, anders miteinander leben zu wollen. Dass Lukas uns daran erinnert, wo diese Sehnsucht ihren Ursprung hat:

Nicht in einer Idee. Nicht in einem gelungenen Modell. Sondern in Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen.

Von ihm her erzählt Lukas diese Geschichte.

Bis heute ist dies die Hoffnung der Kirche: dass Menschen sich um Christus versammeln und dabei etwas sichtbar wird von der Welt und einem Leben wie sie Gott für uns will. Auf dass auch wir mit großer Kraft Zeugnis ablegen von der Auferstehung Jesu – wie die Apostel damals- und die große Gnade spüren, die bei uns ist.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus,

Amen.